

Saboura Naqshband & Trovania Delille (Hg.)

Art that Cares

Kunst(pädagogik)
als kollektive Fürsorge

resistance & desire #6

UNRAST

The Spicy S – Scharf wie die frischen grünen Chilis im Essen meiner Mutter

Fallon Tiffany Cabral

Bei spicy S muss ich an Menschen denken, die Deutsch lernen und sich damit sehr schwertun. Das spicy S, das scharfe S, das ihnen nicht so leicht über die Zunge geht, als wäre es zu scharf, *too spicy*. Und deshalb oft beispielsweise in meiner erweiterten Familie im Sprechen einfach ignoriert wird: »Ich wei-s es nicht« – »ich wei-s, da-s Du das nicht so gemeint hast«. Ich erinnere mich daran, wie wir *spicy almans*¹² und *mini colonizer* immer wieder ankommen würden und sagen »nein, das ist falsch. Es wird so und so ausgesprochen«. Und sie dann neunmalklug korrigierten, als würden wir und andere sie sonst nicht verstehen. #linguizismus¹³

Beim Erzählen in der Runde mit Andréa und Victoria ist mir dann aufgefallen, dass nicht mal das Fluchen oder Schimpfen auf Deutsch gelang, oder den *impact* hatte, den es haben konnte, wenn das spicy S im Spiel war: Der Kraftausdruck Scheiße (shit, merda, mierda, merde) klang dann eher lustig: »schei-sa«, »das ist alles schei-sa«. Auch das mussten wir als Kinder kommentieren, und

12 Scharfe Deutsche – ein Mix aus Englisch und Türkisch

13 Linguizismus ist nach Inci Dirim (2010: 91f.) »eine spezielle Form des Rassismus, die in Vorurteilen und Sanktionen gegenüber Menschen, die eine bestimmte Sprache bzw. eine Sprache in einer durch ihre >Herkunft< beeinflussten spezifischen Art und Weise [z. B. mit einem Akzent] verwenden, zum Ausdruck kommt. Linguizismus erscheint als ein Instrument der Machtausübung [...] mit der Funktion der Wahrung bzw. Herstellung einer sozialen Rangordnung [...] Das Erreichen bestimmter gesellschaftlicher Positionen ist an die Assimilation an die sprachliche Norm geknüpft« Linguizismus äußert sich in verdeckten Formen, z. B. in abwertenden Witzen und einer »possenhaften Darstellung des ethnolektalen Deutschgebrauchs« (Dirim 2010: 99), ...« (IDA o. J.)

haben uns über die Erwachsenen gestellt, und ihren Flüchen und ihrem Ärger mit unseren Kommentaren die befreiende Schärfe genommen, die doch so und nicht anders ausgedrückt werden wollte. Dieses überhebliche lustig machen über nicht *-weiße*, nicht-europäische, erwachsene *family members*¹⁴, die Deutsch nicht als Erstsprache hatten, sehe ich heute ambivalent. Zum einen war es ein nicht böse gemeintes kindliches Spiel von uns – und gleichzeitig hinterlässt es bei mir rückblickend auch einen gewaltvollen, polizierenden und korrigierenden Nachgeschmack – als gäbe es nur richtig und falsch. Weil verstehen konnte man die Leute schon. Implizit wurde ihnen durch uns vermittelt, dass sie defizitär und unfähig waren: »wieso kannst Du das nicht?«

Im von mir geschilderten Fall sind die Episoden vielleicht auch als Form von Ableismus mit *racial Othering*¹⁵ gepaart lesbar. Wenn ich darüber nachdenke, ist Deutsch eine schwere und irgendwie auch unwichtige Sprache, die weltweit nur in wenigen Ländern gesprochen wird. Die vier Sprachen, die meine Mutter z.B. in Mumbai in der Schule gelernt hat, die viel komplexer sind, wurden in meinem kindlichen Assessment darüber wie intelligent, klug gebildet sie und andere *migrants* in meiner Umgebung waren – nicht einbezogen, und auch nicht, dass die meisten Menschen in Deutschland ihre Erstsprachen genauso oder viel weniger korrekt sprachlich hinkommen würden. Verinnerlichter Linguizismus eben.

Wir deutschen Kinder haben uns über unsere deutsch lernenden Eltern gestellt, und vielleicht sogar geschämt. Die Sprachdefizite der sogenannten Anderen immer wieder herausgestellt, so wie auch wir als Kinder immer wieder, vor allem im Sprechen in der Schule oder vor vielen *weißen* deutschen Menschen in anderen Öffentlichkeiten, das Gefühl und die Sorge hatten, dass wir

14 Familienangehörige

15 rassistische Veränderung

eigentlich nicht wirklich gutes und richtiges Deutsch sprechen konnten. Vielleicht sogar bis heute.

Interessanterweise kamen und kommen ja immer wieder Leute zu mir und sag(t)en: »Sie sprechen aber gut deutsch«. Die sprachliche Bewertung, die von mir als Kind kam, kannte ich also auch. Es verfolgt mich: z.B., wenn ich Leuten begegne, die mich auf Englisch ansprechen – sogar, wenn ich mich nicht in Touri-Gebieten in Berlin bewege. Ich muss an das Buch »Englisch in Berlin | English in Berlin« (2022) von Sinthujan Varatharajah und Moshtari Hilal denken. Aber auch an Rey Chow, die in ihrem Buch »Not like a Native Speaker« (2014) Frantz Fanon zitiert und wenn er in »Black Skin, White Masks« (1967) (über die Antillen seiner Kindheit und Jugend schreibt und den Erwerb der französischen Sprache – der Sprache der Kolonisierenden – als Erwerb von Weißsein, und Menschlichkeit analysiert: »Fanon, for his part, refers to language in the colonial context as an imposition on the colonized to master the colonized language¹⁶«. Die Fantasie ist, dass das kolonisierte Subjekt »will be proportionately whiter – that is, [...it] will come closer to being a real human being – in direct ratio to [... its] mastery of the French language«¹⁷ (Fanon zit. nach Chow 2014: 33). »The acquisition of (the French) Language, in other words, becomes the acquisition of whiteness.« (Chow 2014: 33). Meine »besseren« Deutschkenntnisse machten mich als Kind zur Hüterin der deutschen Sprache, und dies implizierte vielleicht meine Nähe zum erhofften Weißsein.

16 Fanon seinerseits bezeichnet Sprache im kolonialen Kontext als etwas Aufgezwungenes, als Zwang für kolonisierte Menschen die Sprache der Kolonisierenden zu erlernen.

17 »wird proportional weißer sein – das heißt, [...das koloniale Subjekt] wird sich in direktem Verhältnis zu [... seiner] Beherrschung der französischen Sprache dem Status eines echten Menschen annähern. Der Erwerb der (französischen) Sprache führt also zum Erwerb von Weißsein.«

Victoria und Andréa erinnerten mich in unserem Gespräch über das spicy S an die frischen grünen Chilis im Essen meiner Mutter (in meinem Text in *Biting Back*), und daran wie ich die *spicy* Chilis als etwas Fremdes und Schädliches betrachtete, die mich weniger deutsch, weniger *weiß* machten. *Weiß* wird mit einem spicy S geschrieben. Zu *spicy*, zu scharf kann weh tun. So wie meine Kommentare. Und die Kommentare die ich mir von *weißen* Menschen in Bezug auf meine Deutschkenntnisse anhören mu|ß|ss|te. Zum spicy S, zu den frischen grünen Chilis meiner Mutter und Gewürzen fiel mir auch ein, dass Chilis in Südasien oder Indien ein Überbleibsel des europäischen Kolonialismus waren, welcher im 15. Jahrhundert mit einer Art *spice race*¹⁸ einherging. Einem Rennen und einem Ringen um den Zugang zu Gewürzen, die bis dato von türkischen, arabischen und auch venezianischen Handelstreibenden kontrolliert worden waren. Eine unliebsame Anhängigkeit christlich-europäischer Herrscher*innen, die Kolumbus und seine Kolleg*innen losschicken, um einen kurzen Seeweg nach ›Indien‹ zu finden, um sich auch am Handel mit Gewürzen wie den damals sehr teuren Pfefferbeeren – in Europa daher auch Schwarzes Gold genannt – bereichern zu können. Viel zu verkürzt gesagt, erreichte Kolumbus die karibischen Inseln 1492 und ›begegnete‹ neben der Kartoffel, die er mit nach Europa brachte, auch kleinen roten ›Beeren‹, die seit jeher von der lokalen Bevölkerung, beispielsweise in Mexiko zum Würzen, Kochen und Heilen verwendet worden waren (Andrews 1992: 81). Diese später als spanischer Pfeffer bekannten Chilipflanzen wurden im Zuge des kolonialen Projekts geraubt, und auch in Südasien und Indien zirkuliert und in die vielfältigen Küchen dort integriert. Insofern verstehe ich die Chilis im Essen meiner Mutter heute auch als koloniale *reminder* und Verbindungen oder

18 Gewürz-Rennen

historische Fäden, die unsere (auch widerständigen Familien-) Geschichten und Schicksale mit anderen Orten und postkolonialen Subjekten verweben, die sich gewissermaßen seit Beginn des gierigen *spice race* über die Jahrhunderte hinweg mit kolonialer Gewalt, Genoziden und Epistemiziden konfrontiert sahen.

Jogo/Roda 2¹⁹

Konversation über das Verhältnis von Kunst und Care mit
Fallon Tiffany Cabral, Andréa Hygino & Victoria Tarak



19 Spiel/ Runde 2



Dokumentation von Eier-Gedichten von Studierenden, die im Rahmen von Victorias Lehrveranstaltung *Learning from Eggs* im Institut für Medien- und Kulturwissenschaften an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf entstanden sind und zu einem gemeinsam gekochten und verzehrten Rührei wurden. ©Viktoria Tarak